Rezensionen

Sandra Tiefel

Sammelrezension zu ausgewählten neueren Publikationen über Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder Qualitativer Sozialforschung

Manfred Lueger: Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisierung – Materialanalyse. Wien: Facultas Universitätsverlag 2000, 267 S., ISBN: 3825221482, 19,90 €

Uwe Flick: Triangulation. Eine Einführung. Qualitative Sozialforschung Bd. 12. Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 110 S., ISBN: 3810030082, 14,90 €

Jörg Strübing: Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Qualitative Sozialforschung Bd. 15. Wiesbaden: VS-Verlag, 2004, 106 S., ISBN: 3810039632, 12,90 €

Aglaja Przyborski: Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 334 S., ISBN: 3531144138, 24,90 €

Die voranschreitende Etablierung qualitativer Methoden in der sozialwissenschaftlichen Forschung kann nicht zuletzt an dem rasanten Anstieg von Publikationen aus diesem Bereich gemessen werden. Der Gemeinsame Verbundkatalog (GVK) aller deutschen Universitätsbibliotheken weist z.B. bei einer schnellen Stichwortsuche ca. 10.000 Veröffentlichungen zu den unterschiedlichsten Themenbereichen qualitativer Sozialforschung aus. Diese Fülle, die einerseits erfreut, fördert andererseits die Unübersichtlichkeit und macht die Literaturrecherche zunehmend zu einem zeitaufwendigen Unterfangen. Die folgende Sammelrezension, in der vier Werke aus dem Zeitraum der letzten fünf Jahre vorgestellt werden, repräsentiert dementsprechend auch nur einen kleinen Ausschnitt der Literaturlage. Die Auswahl wurde von den HerausgeberInnen der ZBBS getroffen und orientierte sich an einer möglichst großen Varianz nicht nur in Umfang, sondern auch in Methoden und Methodologien sowie in angestrebten Zielsetzungen und Zielgruppen der Publikationen. Trotz der Heterogenität fällt bei der Auswahl der rezensierten Werke auf, dass keines „nur" die Dokumentation eines Forschungsprojektes darstellt, sondern alle sich der Reflexion und Weiterentwicklung qualitativer Sozialforschung verschrieben haben. Dies aber auf unterschiedliche Weise:

Zwei Bände, die „Grundlagen qualitativer Feldforschung" von Lueger und „Triangulation. Eine Einführung" von Flick, verstehen sich als Einführungsbände und wenden sich vor allem an NachwuchswissenschaftlerInnen oder Lehrende im Bereich der qualitativen Forschung. Beide Werke sind Sekundärliteratur, zeichnen etablierte Positionen theoretisch nach und präsentieren idealtypisches Forschungsvorgehen beispielhaft an ausgewähltem empirischem Material. Da beide Autoren grundsätzliche Forschungsstandards herausarbeiten und damit qualitative Methoden lehr- und lernbar machen wollen, beginne ich die Sammelrezension mit diesen Grundlagenwerken.

Daran anschließend stelle ich zwei weitere Bücher vor, die sich explizit der konstruktiven Kritik und damit der Weiterentwicklungen bekannter Methoden und Methodologien verschrieben haben. Strübing rekonstruiert die epistemologischen Fundierungen der Grounded Theory und trägt damit nachhaltig zu der Präzisierung dieser Methodologie bei. Aglaja Przyborski entwickelt die Dokumentarische Methode auf der Grundlage extensiver Materialauslegung weiter und ergänzt das Konzept Bohnsacks durch eine Typologie von Dis-

kursmodi. Diese Modi der Organisation von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen können in nachfolgenden Studien die Analysearbeit als Heuristik befruchten. Zudem versteht die Autorin ihre Studie auch als Lehrbuch, das sowohl die Standards der Methode vertritt als auch eine reflektiert gelenkte methodische Modifikation und Erweiterung in der Forschungspraxis propagiert.

Bei der Darstellung der einzelnen Bücher habe ich mich wiederkehrend an folgenden Aspekten orientiert: Zielsetzung und Funktion, Aufbau und Inhalt sowie Kritik und mögliche Zielgruppe.

Manfred *Lueger* legt mit seinem Buch *Grundlagen qualitativer Feldforschung* eine soziologisch orientierte Einführung zur Analyse sozialer Phänomene und Prozesse vor, die explizit nicht als Methodenmanual angelegt ist, sondern die die Logik und Verfahrensorganisation interpretativer Sozialforschung in den Fokus des Interesses stellt. Seine Ausführungen und Beispiele beziehen sich dementsprechend vor allem auf die Herausforderungen der Organisation von Feldforschungsaktivitäten und sollen dazu anregen, Erhebungs- und Analyseverfahren flexibel an Fragestellungen, Rahmenbedingungen und Ressourcen anzupassen ohne beliebig zu werden. Interpretative Feldforschung sei ein kreativer Prozess des Experimentierens mit Wissen und Erfahrungen, selbst eingebettet in die Gestaltungsprozesse der untersuchten Lebenswelten und Milieus, und müsse nach Lueger folglich durch drei Grundprinzipien, gekennzeichnet sein: a) Reflexion der wissenschaftlichen Tätigkeit, b) Gestaltung eines produktiven Forschungsklimas und c) theoriegenerierende Rekonstruktion des empirisch vorfindbaren Sinns und der Art der Herstellung des (beobachteten) sozialen Lebens (S. 11f.). Dass diese Arbeit in Teams und Interpretationsgruppen geleistet werden soll, setzt Lueger dabei als grundlegend voraus.

Alle Kapitel des Buches zielen im Kern auf die Verankerung der o.g. drei Grundprinzipien als Forschungsleitlinien. Zunächst widmet sich Lueger der Methodologie qualitativer Sozialforschung, wobei er sieben Grundlagen nennt, die er folgend zu drei Maximen verbunden mit forschungspraktischen Forderungen verdichtet. Indem er Standards qualitativer Forschung ebenso wie alternative „Wenn-dann-Szenarien“ entwirft, gelingt es ihm m.E. die mit der Offenheit qualitativer Forschung einhergehenden Unsicherheiten konstruktiv einzufangen. Forschende werden so nicht nur zur wiederkehrenden Reflexion sowie zur aktiven und kreativen Gestaltung ihres Forschungsvorgehens aufgefordert, sondern ihnen werden zudem denkbare Perspektiven und Möglichkeitsräume aufgezeigt. Das Gemeinsame dieser systematischen Auflistung ist durch die wissenschaftliche Verortung gegeben: Lueger orientiert sich an Erkenntnistheorien des Konstruktivismus sowie der verstehenden und interpretativen Soziologie und fasst infolgedessen Wirklichkeit als soziales Konstrukt, dem individuelle wie kollektive Sinnkonstitutionen eigen sind und in kommunikativen Prozessen immer wieder neu hergestellt werden. Qualitative Forschung müsse sich selbst als Teil dieser Wirklichkeitskonstruktionen verstehen, dabei aber das im Feld vorfindliche Handlungswissen durch ein methodisch geleitetes Interpretationswissen ergänzen und systematisieren.

In dem anschließenden Kapitel 3 greift Lueger die methodologischen Prämissen ebenso wie die zuvor genannten Grundprinzipien wieder auf und entwickelt daraus „Elemente der Organisierung von Feldforschung“. Ebenso wie im Methodologiekapitel nennt er zunächst Grundannahmen und entwickelt daran unabhängig von Forschungsfragen und -methoden forschungspraktische Empfehlungen, die er als „Basiskomponenten qualitativer Feldforschung“ (S. 71) bezeichnet. Da qualitative Forschung ihre Fragestellungen und Perspektiven erst während des Forschungsprozesses herausarbeitet und präzisiert, sei die Planung des Forschungsvorgehens in Abhängigkeit vom Erkenntnisgewinn und den Materialsorten beständig zu modifizieren. Daraus ergebe sich ein zyklisches Design, in dem Planung, Orientierung, Feldphase und Ergebnisdarstellung immer wieder neu aufeinander bezogen werden bis sich das untersuchte Phänomen (Was wird untersucht?) ebenso wie die Forschungsperspektive darauf (Wie wird es untersucht?) konkretisiert. Die von Lueger aufgeführten Basiskomponenten stehen in engem Zusammenhang mit dieser

Zirkularität des Forschens und werden von ihm unter den Überschriften „Reflexion als periodische Forschungsorganisation“, Interpretationskomponenten“ und „Zwischenbilanzen“ detailliert beschrieben. Diese Trennung des Forschungsprozesses in unterschiedliche Basiskomponenten zielt vor allem darauf, Strategien zu entwickeln, um Phasen der Vertiefung im Feld bzw. im Material mit solchen des analytischen Abstands abzuwechseln. Seine Vorschläge können hierbei sowohl als Handlungsanweisungen als auch als Reflexionshilfen verstanden werden. Da sie nicht mit Beispielen aus Forschungsprojekten untermauert werden, wirken sie zeitweilig trotz Relativierungen zu apodiktisch.

Mit Kapitel 3.3 „Das Material der Feldforschung“ leitet Lueger seine daran schließenden Ausführungen über vier ausgewählte Analysemethoden der Feldforschung ein: LeserInnen, die hier Anleitungen für das methodische Erhebungs- und Auswertungsvorgehen erwarten, werden enttäuscht. Lueger orientiert sich auch bei der Vorstellung der Methoden an den zu Beginn genannten Grundprinzipien qualitativer Forschung: Beispielweise betont er in die zentralen Charakteristika des Beobachtungsprozesses (S. 102f), um daran anschließend verschiedene Strategien zur Differenzsetzung beim Beobachten und bei der Analyse von Beobachtungsprotokollen zu erörtern. Sein Ziel besteht hier wie schon zuvor in der Systematisierung von Perspektivenwechseln und das Kapitel endet vergleichbar der vorangegangenen Kapitel mit definierten Basiskomponenten zur Analyse von Beobachtungsmaterial, die die Reflexion des Forschungsprozesses und des Materials in den Vordergrund stellen, Hinweise zur Gestaltung des Forschungsklimas geben und die Möglichkeiten und Grenzen der empiriebasierten Theoriebildung durch Beobachtung thematisierten.

Auch die Artefakteanalyse (Kap. 5), die Sprachprotokollanalyse (Kap. 6) und die Strukturdatenanalyse (Kap. 7) werden in gleicher Weise erörtert: Einer allgemeinen Einführung, welches Material mit der jeweiligen Methode generiert wird, folgt die Diskussion, welche Funktionen dieses Material bei der Analyse sozialer Phänomene und Prozesse erfüllen kann und wo ForscherInnen damit an Grenzen stoßen. Werden Analyse- und Auswertungsschritte genannt, orientiert sich Lueger fast ausschließlich an der Objektiven Hermeneutik Oevermanns.

Positiv wird auch schon im Klappentext angemerkt, dass Lueger sich mit der Artefakteanalyse und der Strukturdatenanalyse zwei Stiefkindern der qualitativen Forschung annimmt. Besonders mit der Betonung von Artefakten als materialisierten Produkten menschlichen Handelns hebt Lueger die Bedeutung nichtsprachlicher Materialien zur Rekonstruktion von sozialen Sinnkonstitutionen und Prozessen hervor. Bedauerlicherweise empfiehlt er aber für die Analyse die Transformation der Wahrnehmung in einen sprachlichen Text und vergibt damit das Besondere der Artefakte – eben das Nichtsprachlich-Bildhafte. Trotzdem bietet Lueger hier vor allem durch die Auswahl von Fotomaterial als Artefakte mehrdimensionale Einblicke, durch welche Funktionen Fotographien (Produktion, Gebrauchsweise und Abbildungsfunktion) sprachliche Materialien ergänzen können. Aber auch hier gilt: Lueger listet auf, was bei Fotos analysiert werden kann, nicht aber wie. Ähnlich ist es bei der Strukturdatenanalyse, es geht Lueger um die systematische Erweiterung der Forschungs- und Analyseperspektiven durch das Hinzuziehen differenten Materials, nicht um die Methodenlehre.

Lueger legt mit seinem Buch eine systematische Reflexion über die Organisation qualitativer Feldforschungsdesigns vor, benennt unterschiedliche zirkuläre bzw. periodisch wiederkehrende Basiskomponenten im Prozess des qualitativen Forschens und thematisiert die Funktionen differenter Materialen für den Erkenntnisprozess. Sein Fokus zielt dabei auf die Rekonstruktion der Gestaltungsprozesse von Milieus und Lebenswelten. Subjektive Äußerungen oder Artefakte werden von ihm dementsprechend ‚nur’ in ihrem Bedeutungsgehalt für soziales Handeln und soziale Strukturen nicht aber als Objektivationen individueller Prozesse (z.B. Lernen und Bildung) gesehen. ForscherInnen, die ein Feldforschungsprojekt planen und unsicher sind, welche Bedeutungen, Kontexte und Methoden sie berücksichtigen sollten, erhalten mit Luegers Buch eine methodologisch systematisierte Hilfe zur Forschungsorganisierung und -reflexion,

eine Einführung zum methodischen Vorgehen erhalten Sie mit diesem Buch nicht.

Der zweite Einführungsband wird von Uwe Flick vorgelegt. Das Buch unterscheidet sich aber insofern von dem Luegers, dass nicht eine Methode durchdekliniert wird, sondern die methodischen und methodologischen Prinzipien bei der Verknüpfung von unterschiedlichen Forschungsverfahren und -perspektiven behandelt werden.

Mit dem 12. Band der von Ralf Bohnsack, Christian Lüders und Jo Reichertz im VS-Verlag herausgegebenen Reihe „Qualitative Sozialforschung, Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder" legt Uwe Flick meines Wissens die erste deutschsprachige Monographie zu dem Themenkomplex Triangulation in der qualitativen Sozialforschung vor. Er gibt in diesem 100seitigen Band einen sehr detaillierten Überblick über theoretische Grundlegungen und methodische Verfahren sowie forschungspraktische Hinweise zur Realisierung von Triangulationsstudien. Zentral ist Flick dabei, Triangulation als Erweiterung von Forschungsperspektiven und Erkenntnismöglichkeiten und explizit nicht als wechselseitige Kontrolle oder gar Validierung verschiedener Ergebnisse zu definieren. In allen Kapiteln wird zudem deutlich, dass die Kombination verschiedener Methoden(-zugänge), ForscherInnen oder Daten ihre Vorteile zur Beschreibung und Analyse der untersuchten Gegenstände nur entwickeln kann, wenn es zum einen eine sehr gründliche Forschungsplanung und -durchführung der Triangulationsmöglichkeiten gibt und zweitens auch die Ressourcen für diese sehr aufwendige Datenerhebung und -auswertung vorhanden sind. Flick stellt ForscherInnen mit seiner differenzierten und fundierten Einführung in die Triangulation also gleichermaßen eine Entscheidungshilfe *für* oder in vielen Fällen auch besser *gegen* dieses komplexe Forschungsvorgehen zur Verfügung.

Obwohl Flick den Band mit dem Zusatz „eine Einführung" betitelt, setzt er sich hier detailliert nicht nur mit der Geschichte und Theorie der Triangulation (Kap. 2) auseinander, sondern expliziert ebenso differenziert verschiedene Triangulationsformate (Methodentriangulation (Kap. 3), Triangulation in der Ethnographie (Kap.4) und Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden (Kap. 5) bevor er sein Buch mit Kapitel 6 zur Planung und Durchführung einer Triangulationsstudie beendet. Jedes Kapitel wird mit Begriffsdefinitionen eingeführt und endet mit einem zusammenfassenden Fazit. Zudem werden die einzelnen Unterkapitel mit Beispielen aus aktuellen und abgeschlossenen Forschungsprojekten untermauert, so dass auf jeweils etwa 20 Seiten ein komplexer Gegenstand umfassend und detailreich expliziert wird. Während Kapitel 2 und 3 alle an qualitativer Forschung Interessierte ansprechen und eine Basis für die weitere Lektüre darstellen, sind Kapitel 4, 5 und 6 Präzisierungen für spezielle Themenkomplexe, die vor allem Forschende mit ausgewählten Forschungsfragen ansprechen werden.

In Kapitel 2, Geschichte und Theorie der Triangulation, setzt Flick sich insbesondere mit dem in vielen Triangulationsstudien rezipierten Werk „The Research Act" (1970/1989) von Norman Denzin und dessen Ausführungen zur Triangulation sowie den nachfolgenden kritischen Diskursen auseinander. Sein Hauptaugenmerk liegt dabei auf der theoretisch und forschungspraktisch erprobten Grundlegung der Systematischen Perspektiven-Triangulation, deren methodische Umsetzung in Kapitel 3 und 4 vertieft dargelegt wird.

In Kapitel 3 differenziert Flick verschiedene Wege der Methodentriangulation: die Triangulation innerhalb einer Methode und die Triangulation verschiedener eigenständiger Methoden. Anhand von episodischen Interviews verdeutlicht Flick zuerst die methodeninterne Triangulation, die auf die Generierung und Analyse verschiedener Datensorten mit Hilfe einer Methode – hier episodisches Interview – zielt. Deutlich sollte dabei werden, dass es vor allem um die systematische Reflexion der im Material vorfindlichen Perspektiven geht. Die Methoden-Triangulation erläutert Flick ebenso an konkreten Forschungsbeispielen, zunächst an einer von ihm durchgeführten Studie zum Vertrauen in Beratungsprozessen. Er hat hierbei einerseits subjektive Theorien der Beratenden über leitfadengestützte Interviews

und andererseits interaktionistische Prozesse der Vertrauensbildung in der Beratung anhand der Transkription von Erstgesprächen generiert. Flick betont, dass diese Form der Methodentriangulation nur Verwendung finden soll, wenn „der erwartbare Erkenntnisgewinn systematisch erweitert ist gegenüber der der Einzelmethode“ (Flick 2004, S. 49).

Mit Kapitel 4 versucht Flick die Triangulation in der Ethnographie, in der die Kombination von Methoden und Datensorten in der Forschungspraxis eine lange Tradition hat, auch methodologisch rückzubetten und damit methodische Reflexionen und systematische Planungen von Triangulationen zu ermöglichen. Wiederum zeigt Flick an einem konkreten Forschungsbeispiel zu Vergemeinschaftungsprozessen im Sport die Triangulation von Beobachtungs- und Befragungsmethoden sowie den damit verbundenen Erkenntnisgewinn auf. Trotzdem ist dieses Kapitel weniger eine methodische Handreichung als eine methodologische Reflexion, die die Defizite expliziter Triangulation in der Ethnographie aufzeigen und helfen will, diese schon in der Forschungsplanung zu beheben.

Mit Emphase widmet sich Flick in Kapitel 5 der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden, in dem er die seit einigen Jahren zu beobachtende Aufhebung der strikten Trennung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren weiter vorantreiben will. Dementsprechend rekapituliert er verschiedene Forschungen, die sich mit der Verbindung dieser beiden Forschungslogiken annehmen, im englischsprachigen Raum ist dabei z.B. Alan Bryman zu nennen. In Deutschland haben sich Udo Kelle und Susann Kluge mit der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden beschäftigt. Insgesamt lassen sich zum einen verschiedene Typen der Verknüpfung benennen: Parallele oder serielle Verbindungen, Mixed-methodoly designs, Integrierte Längsschnittstudien etc. Zum anderen lasse sich die Verknüpfung von quantitativen und qualitativen Designs über die Methoden, die Daten oder die Ergebnisse vollziehen. Jede diese Verbindungen bedarf unterschiedlicher Zugänge und Ressourcen. Zur Verdeutlichung stellt Flick im Abschluss an diese Systematisierung Beispiele der Triangulation qualitativer und quantitativer Forschung dar und benennt Chancen sowie Problembereiche.

Das Kapitel 6 ist als Hilfestellung zur Planung und Durchführung von Triangulationsstudien konzipiert, bezieht sich noch einmal auf Studien, die im Buch an verschiedenen Stellen beispielhaft vorgestellt wurden und diskutiert bekannte Probleme der Anwendung sowie mögliche Lösungswege zu den wichtigsten Planungsphasen in einem Forschungsprojekt: Zugang, Design, Sampling, Datensammlung und -interpretation sowie Darstellung. In einem Exkurs geht Flick zudem noch auf die Verwendung von Computergestützten Auswertungsprogrammen bei Triangulationsstudien ein.

Die Fragen und Probleme, die Flick im Kontext von Triangulationsstudien aufwirft, sind m.E. generell für qualitative Studien gültig und bieten Hinweise auch für die Planung von Forschungsprojekten, die sich nach sachlicher Abwägung ihrer Erkenntnisinteressen und Ressourcen gegen Triangulation entscheiden.

Flick möchte zu einer „reflektierten Anwendung der Triangulation in der qualitativen Forschung und in der Verbindung qualitativer und quantitativer Forschung“ (S. 10) anregen und schafft zugleich eine fundierte Literaturbasis, um dem leichtfertigen Gebrauch des Begriffs Triangulation in qualitativen Studien einen Riegel vorzuschieben. Insbesondere die vielen Beispiele sind für AnfängerInnen und SpezialistInnen qualitativer Forschung gleichermaßen anregend und instruierend.

Ihm gelingt ein vertiefter Einblick in die Logik und die Erkenntnispotentiale von Triangulationsstudien und er macht gleichzeitig deutlich, dass die Entscheidung dafür nicht im Zuge von Modetrends in der Forschung, sondern in der Sache begründet sein muss, abgesichert durch Ressourcen und auf Perspektivenerweiterung zielend. Viele Fragestellungen bedürfen keiner Triangulation. Dies gilt es zu prüfen. Hierfür kann Flicks Buch eine gute Hilfe sein.

Einen weiteren, genauer gesagt den 15. Band der Reihe „Qualitative Sozialforschung, Praktiken, Methodologien und Anwendungsfelder“ hat Jörg Strübing über die methodologische Grundlegung der

Grounded Theory verfasst. Er legt damit eine Publikation vor, die sich an Spezialisten qualitativer Forschung wendet, auf Defizite aufmerksam macht und neue Positionen herausarbeitet, um die methodologischen Diskurse zu befruchten und einen Beitrag für die Sicherung der Güte qualitativer Forschung zu leisten.

Strübing geht es in seinem Band zur Grounded Theory explizit nicht um die Darstellung und Vermittlung von einzelnen Analyseschritten bei der Kodierung als Methode des ständigen Vergleichens, sondern um die „sozialtheoretische und epistemologische Fundierung" dieses Verfahrens. Er kritisiert, dass qualitativ Forschende sich in den letzten Jahren dem „Gütesiegel grounded theory" (S. 7) all zu schnell und damit fast inflationär bedient hätten, ohne sich die methodologischen Prämissen und Grundannahmen zu Eigen zu machen. Diese unzulängliche methodologische Rezeption sei laut Strübing aber auch auf die fehlende Explizierung der forschungstheoretischen Grundlegungen und sehr allgemeinen Verortung in der Soziologie durch Glaser und Strauss zurückzuführen. Zudem würden auch die späteren Differenzen zwischen den beiden Begründern, die faktisch zu der Entwicklung zweier unterschiedlicher Varianten der Grounded Theory geführt haben – die „pragmatistische" Variante von Strauss und die „empiristische" von Glaser – eine systematische Aufarbeitung der theoretischen Grundannahmen verlangen. Strübing widmet sich dieser methodologischen Rekonstruktion, indem er eine akribische Reanalyse der vorliegenden Publikationen im deutsch- und englischsprachigen Raum durchführt und seine Ergebnisse auf etwa 100 Seiten in fünf aufeinander aufbauenden Kapiteln zusammenträgt.

Im ersten Kapitel „Was ist Grounded Theory?" stellt Strübing die zentralen Begriffe sowie Grundzüge des Verfahrens dar. Einführend betont er dabei die insbesondere von Strauss vertretende Ansicht, dass Forschung im dialektischen Sinn als Arbeit zu verstehen sei und sich folglich der untersuchte Gegenstand und die forschenden Akteure im Forschungsprozess wechselseitig beeinflussen. Strübing sieht gerade in dieser Auffassung die Basis für den Verzicht der Formulierung eines rigiden Regelwerks für das analytische Vorgehen durch Strauss und Glaser, die „die in der grounded theory entwickelten analytischen Verfahren lediglich als Vorschläge verstanden wissen [wollen], aus denen die Forscherinnen vor dem Hintergrund des jeweils konkreten Forschungskontextes eine sachangemessene (...) Forschungspraxis selbst entwickeln müssen" (S. 17). Diese Freiheit verpflichte die Forschenden aber zugleich zu einer wiederkehrenden Reflexion, inwieweit die eigene Vorgehensweise noch mit der Logik der Grounded Theory übereinstimme. In der Folge erläutert Strübing die zentralen methodischen Vorgänge nicht im Hinblick auf deren praktische Durchführung sondern daraufhin, welche Forschungslogik mit den jeweiligen Forschungsschritten verknüpft ist. Zusammenfassend kann man sagen, dass für Strübing alle Verfahrensschritte vom *Kodieren* über das *Dimensionalisieren*, das *Kodierparadigma*, das theoretische *Sampling* und die theoretische *Sättigung* bis zum Schreiben von *Memos* einander ergänzende Hilfsmittel zur Systematisierung des ständigen Vergleichens von Daten, sensibilisierenden Konzepten, Theorien, Forschungsfeldern, Perspektiven etc. darstellen. Das Ziel dieses in der interaktionistischen Tradition verankerten Vorgehens ist es – in Abhängigkeit von der sich im Forschungsprozess präzisierenden Forschungsfrage – zunächst beschreibende Kodes und Konzepte zu generieren, die über das Vergleichen und aufeinander Beziehen nach und nach abstrakter werden. Schließlich sollen mit so genannten Schlüsselkategorien generalisierungsfähige, also vom Material zu abstrahierende Begrifflichkeiten gefunden werden, die die Basis für eine gegenstandsbezogene Theorie über die untersuchten Phänomene darstellen.

In Kapitel 2 widmet sich Strübing zunächst der theoretischen Grundlegung der von ihm als pragmatistische Grounded Theory bezeichneten Variante von Strauss und später Corbin. In seiner Rekonstruktion des klassischen amerikanischen Pragmatismus stützt er sich neben Dewey vor allem auf Peirce und thematisiert deren Wirklichkeitsverständnis, nach dem Realität wie die Theorien darüber in einem stetigen Herstellungsprozess befinden. ForscherInnen, die dieser Annahme, dass Realität einem steten Wandel unterworfen ist, folgen, müssen sich nach Strübing der Veränderbarkeit des zu unter-

suchenden Feldes ebenso bewusst sein, wie der Veränderbarkeit des Forschungsprozesses und damit der Wissensgenerierung. Besonders lesenswert sind hier Strübings Ausführungen zur Abduktion als forschungsleitende Schlussform der Grounded Theory. Er räumt hier mit dem Irrglauben auf, hypothetisches Schließen wäre die Generierung des Neuen über die Realisierung und sprachliche Fassung von zuvor „nichtbewussten Wahrheiten". Abduktion sei vielmehr der Schritt, der unwillkürliche und vorsprachliche Wahrnehmungs*inhalte* zumeist unvermittelt zu differenzierten Wahrnehmungs*urteilen* werden lässt und damit vermeintlich „Neues" in mehr oder weniger bekannte Ordnungen einpasst.

Auch in Kapitel 3 schließt Strübing an die pragmatistisch begründete Vorläufigkeit des Realen an, indem er die Bedeutung theoretischer und empirischer Gehalte für die Entwicklung einer Grounded Theory thematisiert. Er kritisiert dabei Glaser und Strauss, die mit der schematischen Darstellung ihres Konzept-Indikator Modells das Vorurteil nährten, Ergebnisse würden ohne Vorwissen und Theoriebezüge der Forschenden aus dem Feld emergieren. Weder, so Strübings Ausführungen, gehe es der Grounded Theory ‚nur' um eine dichte Beschreibung empirischer Phänomene, noch gelange sie ‚nur' über den Weg der Induktion zu ihren Erkenntnissen. Vielmehr strebe eine Grounded Theory nach der Integration von Theorie und Empirie unter einer von den Forschenden aufgrund ihres Vorwissens und ihrer Fachlichkeit gewählten Perspektive. Dass diese Theorien insbesondere von Strauss als vorläufig und provisorisch bezeichnet werden, ist seiner pragmatistischen Verortung geschuldet, die Welt und damit auch Wissenschaft durch Prozessualität und Perspektivität gekennzeichnet sieht.

In Kapitel 4 geht Strübing sehr kurz auf Glasers Variante der Grounded Theory ein, die er als empiristisch bezeichnet, weil sie vor allem methodentechnische Prinzipien zu Grunde legt. Im Gegensatz zu Strauss zeige sich bei Glaser ein Vertrauen auf das Emergieren von Theorien aus Daten, dass Strübing explizit kritisiert und als weniger fundierte Variante der Grounded Theory nicht weiter behandelt.

Mit Kapitel 5 endet das Buch infolgedessen mit der Bearbeitung der Frage, was die Qualität der Grounded Theory als pragmatistisch begründetes qualitatives Forschungsverfahren ausmacht. Da die quantitativen Gütekriterien Reliabilität, Repräsentativität und Validität nicht auf qualitative Forschung anwendbar seien, plädiert Strübing dafür, Transparenz des Forschungsvorgehens und Forschungsreflexion auf der Basis fundierter Theorien (hier des Pragmatismus) als zentrale Bestandteile der Forschungsqualitätssicherung zu sehen.

Die Lektüre dieses Bandes wird all jenen ForscherInnen Freude bereiten, die in die Methode der Grounded Theory eingeführt sind und sich bei ihrer Forschungsarbeit explizit auf die Publikationen von Strauss und Corbin stützen. Die von Strübing herausgearbeiteten methodologischen Prämissen in Anschluss an eine Reanalyse ausgewählter pragmatistischer Positionen verdeutlichen, was in den Ursprungstexten vorausgesetzt aber oft nur in Andeutungen thematisiert wurde. Er liefert somit eine fundierte theoretische Basis vor allem zu den methodisch gut ausgearbeiteten Publikationen von Strauss und Corbin. Die Darstellung von Glasers Grounded Theory finde ich hingegen von Beginn an tendenziös abwertend. Da die Kritik an Glaser vor allem durch eine positive Hervorhebung von Strauss gekennzeichnet ist und die fundierte theoretische Rückbettung wie in den vorangegangenen Kapitel vermissen lässt, hätte Strübing sich m.E. leichter getan, sich von vorn herein auf Strauss und Corbin zu konzentrieren.

Nichtsdestotrotz zeigt der Band von Strübing aber vorbildlich die Notwendigkeit, Methoden nicht zu praktisch-technischen Hilfsmitteln zu degradieren, sondern ihre methodologische Einbettung immer mit zu rezipieren. Nur dann bleiben sie auf neue Phänomene anwendbar, oder wie Strübing es formuliert: „Wenn ein methodisches Verfahren die Prozesshaftigkeit und mithin den fortgesetzten Wandel des Sozialen wie der Theorien darüber in den Mittelpunkt seiner methodologischen Überlegungen stellt, dann ist es unweigerlich auch dem Selbstanwendungsproblem unterworfen: Auch Methoden unterliegen einem permanenten Wandel und – hoffentlich – einer Weiterentwicklung" (S. 92).

Das Buch von Aglaja Przyborski kann als genau solche Weiterentwicklung von Methoden verstanden werden.

Anhand von Bezügen zu Theorien der Gesprächsanalyse (vor allem bezogen auf Mannheim und Bohnsack) und mit Materialbeispielen aus verschiedenen Forschungsprojekten entwickelt die Autorin anhand einer kontrastierenden Typenbildung eine neue formale Analyseebene für Kollektivität, die der „Diskursorganisationsmodi". Aglaja Przyborski geht es dabei vor allem um die Überwindung einer nach ihrer Ansicht in der mikroanalytischen Sozialforschung vorherrschenden Subjektperspektive mit dem Ziel, die interaktive Inszenierung von Sozialität auf der Basis formaler Organisationsprinzipien generalisierbar zu rekonstruieren. Als Ergebnis präsentiert sie damit eine Erweiterung des methodischen Repertoires der Dokumentarischen Methode.

Neben dieser empirischen Studie stellt das Buch aber auch ein Lehrbuch dar, das überdies als Nachschlagewerk benutzt werden soll. So führt Przyborski zum einen anhand der Rekonstruktion und Reflexion von Analyseschritten aus ausgewählten Studien systematisch in die Praxis der dokumentarischen Gesprächsanalyse nach Bohnsack ein und erarbeitet zudem eine Art Glossar zu zentralen Begriffen, die auch im Inhaltsverzeichnis detailliert aufgeführt und somit schnell zu finden sind.

Der Doppelstruktur des Buches als Dokumentation einer empirischen Studie und als Lehrbuch wird Przyborski zunächst durch zwei einführende Kapitel gerecht. Kapitel 1 „Problemstellungen, Gegenstand und epistemologische Reflexion" kann als theoretische Rahmung der Studie gelesen werden, die in die zentralen theoretischen sowie methodologischen Diskurse anhand von ausgewählten Schlüsselbegriffen der Dokumentarischen Methode einführt, das Erkenntnisinteresse auf Methodendesiderate zurückführt und Ziel sowie Aufbau der Studie verdeutlicht.

Das Lehrbuch beginnt mit Kapitel 2 „Die Diskursanalyse der dokumentarischen Methode". Je nach Bedürfnis der LeserInnen können Sie erst hier mit der Lektüre beginnen, um noch einmal kurz in die theoretischen Eckpunkte eingeführt zu werden, um dann die Arbeitsschritte bei der Gesprächsanalyse sukzessive dokumentiert nachlesen und verstehen zu können. LeserInnen, die sich jedoch mehr für die Studie interessieren und mit der dokumentarischen Methode vertraut sind, können dieses Kapitel überspringen – oder wie es von der Autorin beabsichtigt ist, gezielt bei Begriffen und Methodenschritten nachschlagen ohne chronologisch vorgehen zu müssen. Gerade dieses Glossar macht m.E. den Wert dieses Kapitels aus, da es die zentralen Begriffe der Dokumentarischen Methode methodologisch fundiert, forschungpraktisch rückbettet und zudem auf deren ausführliche Betrachtung im Buch verweist.

Kapitel 3 „Modi der Diskursorganisation" beruht auf den Ergebnissen der empirischen Studie und stellt mit etwas 200 Seiten den Hauptteil des Buches dar. Die Autorin unterscheidet einführend zwischen inkludierenden und exkludierenden Diskursmodi, die sie im weiteren Verlauf anhand der Kontrastierungen ausgewählter selbstläufiger Gruppendiskussionen ausdifferenziert. Inkludierende Modi der Diskursorganisation seien dabei solche, die das Kollektive und dessen unterschiedlichen Inszenierungsweisen in der Gruppe zum Ausdruck bringen. Bohnsack selbst unterscheide „parallele" und „antithetische" inkludierende Diskursmodi. Przyborski hat noch einen dritten herausgearbeitet, den „univoken" Diskursmodus.

Die exkludierenden Modi – als „oppositionelle" und „divergenter" Modus spezifiziert, repräsentierten differierende oder unvereinbare Orientierungen, die innerhalb eines Kollektivs hervorgebracht werden. Bohnsack und Schäffer hätten den oppositionalen Typ bereits in früheren Studien herausgearbeitet, der divergente Modus ist ein Analyseergebnis der Autorin. Die systematische Beschäftigung mit exkludierenden Diskursmodi, die explizit nicht das Gemeinsame, sondern die Unterschiede betonen, stellt insofern auch ein Novum für die Dokumentarische Methode dar, deren Hauptaugenmerk bislang auf der Rekonstruktion konjunktiver Erfahrungsräume lag. Mit Przyborski verschiebt sich diese Fokussierung hin zur Rekonstruktion der Repräsentationsarten unterschiedlicher und gemeinsamer Erfahrungsräume im Diskurs. Mit dieser Erweiterung,

öffnet die Autorin m.E. der Rekonstruktion des „Subjektivem“ in Diskursen die Tür, was mich als rezensierende Biographieforscherin höchst erfreut. Das Kapitel endet mit einer abstrahierenden Zusammenfassung, in der die am Material herausgearbeiteten Strukturelemente der fünf Diskursmodi komprimiert als typische Merkmale dargelegt werden.

Ohne die einzelnen Herleitungen und Ergebnisse zu den Modi hier referieren zu können, ist anzumerken, dass Przyborski mit ihrer materialgesättigten und methodologisch fundierten Dokumentation ihr Forschungsvorgehen transparent und nachvollziehbar macht. Die herausgearbeiteten Typen der Diskursorganisation können so auch als Heuristik für folgende dokumentarische Analysen herangezogen werden. Wie das möglich ist, diskutiert die Autorin in Kapitel 4 „Modus der Diskursorganisation und Repräsentation von Erfahrungsräumen“. Demnach lassen sich unterschiedliche Formen der Sozialität in Gruppen herausarbeiten: Solche, die konjunktive Erfahrungsräume repräsentieren, welche entweder auf identischen (z.B. identitätsstabiliserenden) oder aber homologen (z.B. geschlechtssozialisierenden) Erfahrungen der Gruppenmitglieder beruhen. Dieselben Gruppen können bei Themenwechsel aber auch ihre Diskursmodi wechseln, da auch in natürlichen Gruppen unterschiedliche biographische Erfahrungen unterschiedliche Erfahrungsräume repräsentieren können. Hier zeigen sich dann im Diskursverlauf neben inkludierenden auch exkludierende Modi. Wobei der oppositionelle Modus „lediglich“ Differenzen in Einstellungen und Haltungen verdeutlicht, zeigen sich im divergierenden Modus nach Przyborski zusätzlich gruppendynamische Spezifika der Machtverteilung.

Die Autorin sieht ihre fünf Diskursmodi als Anreiz, weitere Forschung mit dem Ziel zu betreiben, neben den Organisationsstrukturen in natürlichen Gruppendiskussionen auch solche über Alltagsgespräche, Arbeitsbesprechungen, öffentliche Diskussionen oder Debatten etc. herauszuarbeiten. Sie nennt in ihrem Ausblick in Kapitel 5 „Forschungsperspektiven“ verschiedene Forschungsfelder, in denen sie weitere Diskursmodi vermutet und animiert auf diese Weise zu einer kritisch konstruktiven Auseinandersetzung mit ihren Ergebnissen.

Der gleichzeitig als Studie und Lehrbuch bezeichnete Band besticht durch einen reflektierten Aufbau und eine übersichtliche Struktur. So werden schon mit dem Inhaltsverzeichnis die von Przyborski gesetzten Relevanzen deutlich und aufgrund von präzisen Einführungen und Zusammenfassungen zu jedem Kapitel regt die Lektüre zu Reflexionen und eigenen Positionierungen an. Die Lehreinheiten sind durch detaillierte Darstellung von Gesprächstranskripten und Analyseschritten gekennzeichnet und können gut in der Lehre qualitativer Forschung eingesetzt werden, vermitteln aber auch dem forschenden Nachwuchs in der Selbstlektüre einen differenzierten und nachvollziehbaren Einblick in die Forschungspraxis.

Der empirische Teil besticht durch seine Transparenz und Reflexivität. Er bietet sowohl ForschungsanfängerInnen wie Profis methodische Grundlagen und Vertiefungen der Dokumentarischen Gesprächsanalyse inspirierend dar und überzeugt durch die Materialfülle und -nähe ohne nur beschreibend zu sein.

Die gewählte Verbindung von Studie und Lehrbuch stellt für mich eine neue Form der Ergebnispräsentation qualitativer Forschung dar, die die immer wieder neu zu findende Balance zwischen Offenheit und Standards empirischer Arbeiten kreativ vermittelt und zu reflektierten Modifikationen etablierter Methoden (nur) auf das Basis fundierter Methodenkenntnisse und Forschungspraxis einlädt.

Detlef Garz

Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. (UTB 8226) Opladen: Leske + Budrich 2003, 203 S., ISBN: 3825282260, 17,90 €

Nicht nur die Herausgabe eines Buches über ‚Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung', auch dessen Besprechung ist ein schwieriges Geschäft, da Sammelbände notwendigerweise heterogen sind, und es beides zu berücksichtigen gilt: Die einzelnen Beiträge wie die Gesamtgestalt des Werkes. Eingedenk dieser Schwierigkeit habe ich mich dafür entschieden, einige einfache Fragen an die Veröffentlichung insgesamt heranzutragen: 1. Was gefällt? 2. Was fehlt? 3. Was ist interessant? 4. Was stört?

1. Was gefällt? Um es gleich zu Beginn zu sagen, die Gesamtaufgabe ist sowohl den Herausgebern als auch den Verfassern überwiegend gut gelungen. Trotz der Unvermeidlichkeit des Zusammenführens einer Vielzahl von Autoren aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und trotz der damit einhergehenden differierenden Traditionen und unterschiedlichen kommunikativen Stile liegt ein Buch vor, das auf etwa 200 Seiten in annähernd 70 Artikeln, deren Umfang zwischen einer und sechs Seiten liegt, die zentralen Aspekte qualitativer Sozialforschung sehr angemessen und nachvollziehbar beleuchtet, so dass sowohl Studierende, die sich in die Thematik einfinden wollen, als auch Fortgeschrittene und Praktiker, die sich für einzelne Aspekte interessieren, mit diesem Buch arbeiten können. – Hilfreich ist auch die Vorkehrung, dass jene Begriffe, die im Band nicht erläutert werden, die jedoch in den Kontext der qualitativen Sozialforschung gehören, alphabetisch fortlaufend eingeführt und mit Verweisen, die wiederum den Zugriff auf einen oder mehrere Hauptbegriffe ermöglichen, versehen wurden.

Eine gründliche Analyse des Buches verdeutlicht, ohne dass diese Strukturierung von den Herausgebern explizit gemacht wird, die drei Ebenen, auf denen qualitative Forschung ihren Niederschlag findet und gibt Hinweise auf deren Verteilung. Es lassen sich unterscheiden:

- Die metatheoretische Ebene der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie mit ca. 20 Beiträgen;
- Die Ebene der Theorie(-bildung) mit knapp 20 Beiträgen und last but not least
- Die Ebene der Methoden selbst mit den drei ‚sich aufgrund des Gegenstands empfehlenden' Schwerpunkten a) auf der Erhebung der Daten (ca. 8 Beiträge), b) ihrem ‚Festhalten', d.h. in der Regel der Transkription (1 Beitrag), und c) der Auswertung (ca. 15 Beiträge) – ergänzt um bestimmte, in diesen Kontext gehörende Begriffe (ca. 9 Beiträge).

Anhand dieser Einteilung lässt sich erkennen, welche Stärke und auch Komplexität die deutschsprachige qualitative (bzw. interpretative, verstehende, hermeneutische oder rekonstruktive) Sozialforschung seit ihrem Beginn etwa Mitte der 1970er Jahre gewonnen hat. Bis auf den Beitrag zur Grounded Theory, also einem aus den USA stammenden Ansatz, der aufgrund seiner derzeitigen Rezeption und dem Einsatz in der Forschung seinen berechtigten Platz in den ‚Hauptbegriffen' findet, referieren und diskutieren die übrigen Artikel theoretische Konzepte, die im deutschsprachigen Raum entwickelt bzw. weiter entwickelt wurden. Selbst Begriffe wie etwa Abduktion, Chicagoer Schule, Ethnografie, Interpretatives Paradigma, Pragmatismus oder Symbolischer Interaktionismus, die einer angelsächsischen Tradition entstammen, bilden zwar den historischen Ausgangspunkt oder Hintergrund vieler Überlegungen, sind aber in den rezenten deutschsprachigen Arbeiten in aller Regel nicht nur aufgenommen, sondern auch produktiv weiterverarbeitet worden.

Ein weiterer für mich bedeutsamer Unterschied zu vielen in Nordamerika entwickelten Überlegungen lässt sich benennen: Im vorliegenden Band wird sehr viel Wert auf die Darstellung unterschiedlicher Auswertungsverfahren gelegt, während dieser Arbeitsschritt im angelsächsischen Raum eher vernachlässigt wird bzw. den Forschern zur ‚eigenen Gestaltung' überlassen bleibt. Darüber hinaus ist es aus meiner, in dieser Hinsicht sicher sehr subjektiven Perspektive zu loben, dass die Herausgeber postmoderne Erörterungen nicht zu den Hauptbegriffen

qualitativer Sozialforschung zählen und sich mit dieser Entscheidung ebenfalls positiv von vielen nordamerikanischen Veröffentlichungen abheben.

2. Was fehlt? a) Zunächst und zentral: Eine Vorgabe an die Autoren (zumindest) der Hauptartikel. Eine einheitliche Gliederung (oder zumindest ein verwandter Aufbau) der im Zentrum stehenden Begriffe hätte m.E. geholfen, deren Verständnis, das ja auch durch den Vergleich hergestellt wird, zu erleichtern. So hätte ich mir vor allem bei der Darstellung der zentralen Forschungsansätze gewünscht, dass durchgehend und nicht nur gelegentlich Fragen der Rezeption wie der Kritik aufgenommen worden wären.

b) Sicherlich müssen kluge Auswahlen im Hinblick auf die in den Band aufzunehmenden Begriffe getroffen werden, will man nicht eher zur Unübersichtlichkeit als zur Aufklärung beizutragen. Dennoch vermisse ich als unverzichtbar zumindest einen eigenständigen Artikel über den Regelbegriff (wird nur beim Begriff Interaktion erwähnt) bzw. auch über das Konzept der Regelgeleitetheit, evtl. auch über das klinische Interview. Schließlich fehlt eine in sich abgeschlossene Behandlung des Konzepts der Wissenssoziologie, was mich zu meinem nächsten Punkt führt.

3. Was ist interessant? Aus der ‚von außen kommenden' wissenschaftssoziologischen Perspektive eines Beobachters ist es interessant festzustellen und darauf aufmerksam zu machen, dass in einem Überblicksband natürlich nicht nur Begriffe vorgestellt und erläutert werden, sondern dass es immer auch darum geht, Positionen im wissenschaftlichen Feld auf- bzw. auszubauen oder doch zu verteidigen, d.h. Wissenschaftspolitik zu treiben. Nicht umsonst hat Thomas Kuhn auf den paradigmenbildenden Charakter von Lehrbüchern hingewiesen. So lässt sich beispielsweise die Frage stellen, ab wann ein Begriff zu den Hauptbegriffen qualitativer Sozialforschung gehört. Diese Schwierigkeit kann am Beispiel der Behandlung des Begriffs Wissenssoziologie besonders gut verdeutlicht werden, den innerhalb des Bandes zwei Richtungen für sich beanspruchen: Zum einen die sich als praxeologisch bezeichnende Richtung, zum anderen die hermeneutische Wissenssoziologie. Es hätte nun nahe gelegen, den Begriff der Wissenssoziologie, der ja unabhängig von beiden Richtungen und diesen zeitlich vorausgehend Bestand hat, zu explizieren und erst im Anschluss daran die beiden neuen Richtungen vorzustellen. Dazu ist es nicht gekommen. Indem sich nun beide Richtungen als quasi eigenständig präsentieren, versprechen sie vermutlich mehr, als sie derzeit leisten können – beim Konzept der hermeneutischen Wissenssoziologie wird dies allerdings auch durch den Zusatz ‚in der Entwicklung begriffen' anerkannt (S. 85).

4. Was stört? Es stört, dass nicht alle Autoren der Versuchung widerstehen konnten, den je eigenen Forschungsansatz als den (zumindest) vorläufigen Endpunkt qualitativer bzw. rekonstruktiver Sozialforschung darzustellen. So findet sich beispielsweise in den Artikeln zur ‚Bildinterpretation', zur ‚Dokumentarischen Methode' und zur ‚Typenbildung' eine ‚Überbietungshaltung' gegenüber anderen Ansätzen, die m.E. den Intentionen eines Überblicksbandes zuwiderläuft. Dieser Hinweis soll nicht gegen eine argumentative Auseinandersetzung im Hinblick auf die Stärken und Schwächen der jeweiligen Ansätze sprechen. Ganz im Gegenteil. Allein der Ort scheint mir falsch gewählt.

Susan Bittkau-Schmidt

Udo Thiedeke (Hrsg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH 2000, 451 S., ISBN 353113372, 44, 90 €

Medial vermittelte Kommunikation ist ein grundlegendes Merkmal moderner, arbeitsteiliger Gesellschaften. Sie stellt nicht nur eine Rationalisierung der interpersonalen Kommunikation dar, sondern erweitert darüber hinaus den primären Erfahrungshorizont um Bereiche, die außerhalb des individuellen Erlebens- und Wahrnehmungsbereiches liegen. Somit bildet die Nutzung neuer Medien eine Plattform zur Konstruktion neuer Identitäten und Lebensweisen. Dass das Internet zunehmend als Medium für soziale Interaktionen genutzt wird, ist unumstritten. Für die schnell wachsende Anzahl der Nutzer rücken dabei immer mehr das individuelle

Interesse und der zielgerichtete Kontakt zu Gleichinteressierten in den Vordergrund. Aus dieser Perspektive lassen sich somit folgende Fragen explizieren: Wenn sich Individuen im virtuellen Raum treffen, um Informationen auszutauschen, zu kommunizieren, virtuelle Identitäten zu kreieren, bilden sie dann bereits eine soziale Gruppe und welche spezifischen Qualitätsunterschiede unterscheiden dann diese virtuellen Gruppen von den realweltlichen? *Udo Thiedeke* versammelt in seinem Werk AutorInnen, die sich sowohl definitorisch mit den Begrifflichkeiten einer virtuellen sozialen Gruppe auseinandersetzen, als sich auch auf einer empirischen Ebene diesen Phänomenen annähern. Im ersten Teil des Buches werden soziale und technische Charakteristika virtueller Gruppen thematisiert, um im anschließenden zweiten Teil Problemdimensionen der sozialen Motivation, Stabilität und Normativität virtueller Gruppen aufzuzeigen. In seinen einführenden Überlegungen weist Thiedeke daraufhin, dass im deutschsprachigen Raum der Begriff der Gemeinschaft äußerst uneinheitlich verwendet wird. Übernommen aus der angelsächsischen Literatur wird der Begriff der „community" meist ohne eine weitere Hinterfragung der kulturellen Grundlagen als „Gemeinschaft" übersetzt. Somit widmet er sich im ersten Beitrag des Buches selbst dieser Thematik und charakterisiert in einer ersten Annäherung an diese Problematik virtuelle Interaktionen durch Anonymität, Selbstentgrenzung, Interaktivität und Optionalität. Grundsätzlich entzieht sich Thiedeke eher einer definitorischen Zuschreibung, was unter einer virtuellen Gemeinschaft verstanden kann. Gleichzeitig verdeutlicht er in seinem Artikel, unter welchen Bedingungen ein Zusammentreffen verschiedener Individuen eine virtuelle Gruppe entstehen lassen können. Anknüpfend an die Überlegungen von Thiedeke an versucht sich *Andreas Brill* an einer präziseren Begriffsbestimmung der virtuellen Gemeinschaft. Seiner Ansicht nach ist die virtuelle Gemeinschaft eine soziale Bewegung, die eine Ideenwelt derselben als idealisierte Beschreibung gesellschaftlicher Zukunft produziert. *Ute Hoffmann* erweitert die eingangs von Thiedeke formulierten Charakteristika virtueller Beziehungen um den Terminus Technizität. Diese beleuchtet die Autorin unter zwei Aspekten. Sie skizziert einerseits die Anatomie eines Usenet-Artikels am Beispiel verschiedener Formate, um anschließend den Fragen nach der Bildung virtueller Gruppen im Usenet und möglicher charakteristischer Muster sozio-technischer Ordnung nachzugehen. (Das Usenet ist, so die Autorin, ein Overlay-Netz, welches auf der technischen Infrastruktur bestehender Computernetze aufbaut.)

Dollhausen und *Wehner* stellen sich in ihrem Beitrag die Frage, wie technische Medien in den soziologischen Beschreibungen des Sozialen auftauchen respektive wie der Zusammenhang zwischen technischen Medien und Sozialität soziologisch präzisiert werden kann. Ihr Ansatzpunkt zur Bearbeitung dieser Fragestellung ist die Diskussion über den Wandel sozialer Integration. Hierbei betrachten die AutorInnen die Rolle elektronischer Computernetze im Prozess der Endtraditionalisierung und Individualisierung. In ihrem Argumentationskontext suchen sie nach einer Verbindung des Topos gesellschaftlichen Strukturzerfalls und der damit einhergehenden Freisetzung individueller Akteure mit dem Topos der Strukturbildung und Reintegration von Alltagsakteuren. *Dollhausen* und *Wehner* versuchen zu zeigen, dass Computernetze nicht der Ort sind, um vertraute Konzepte und Strukturen des sozialen Miteinander, welche sich mit dem Begriff der sozialen Gruppe verbinden lassen, wieder herzustellen. Resümierend halten sie dennoch fest, dass Computernetze die Zunahme flexibler Arbeitszeiten und Beschäftigungsformen fördern, was sowohl für den Arbeitgeber als auch den Arbeitnehmer vorteilhaft ist. Hieran lässt sich der Beitrag von *Jaeckel und Roevekamp* knüpfen, die nach Grenzen innovativer Formen der Arbeitsorganisation fragen, welche sich durch einen technischen Grad der Gestaltung und der Abläufe auszeichnen. Ihre Überlegungen explizieren sie am Beispiel der Telearbeit und präsentieren erste Ergebnisse einer dort angelegten empirischen Untersuchung, um zu dem Schluss zu kommen, dass der erwartete Stellenwert der Telearbeit noch nicht erreicht ist. *Barry Wellmann* erfasst mit einem Netzwerkansatz die soziale Struktur

als musterartige Anordnung der Netzwerkteilnehmer und ihrer Beziehungen untereinander. Ihn interessieren zum einen die zugrunde liegenden Strukturmuster als auch die Erfassung der Veränderung sozialer Strukturen. In Zusammenhang mit Überlegungen, wie ein empirischer Ansatz des sozialen Netzwerkes zur Untersuchung von Online-Interaktionsmustern genutzt werden kann, verknüpft er auf dieser Basis zwei für ihn relevante Fragen miteinander: Welchen Einfluss haben verschiedene Muster sozialer Netzwerkbeziehungen sowohl auf Online-, als auch auf Offline-Interaktionen und welchen Einfluss hat die computerunterstützte Kommunikation auf die Muster sozialer Beziehungen? *Wellmann* diskutiert dies am Beispiel zweier sozialer Computernetzwerke am Arbeitsplatz. Resümierend hält er fest, das Arbeit immer weniger mit einer Gruppenaktivität zu tun hat und sich immer mehr zu einem Netzwerkphänomen entwickelt, da die Bedeutung des räumlichen Zusammenseins durch die Verschiebung von einer Produktions- zu einer Informationsfunktion immer geringer wird. In einem nachfolgenden Beitrag von *Haythornthwaite, Wellmann und Garton* werden verschiedene Forschungsansätze zu Computerkommunikationsnetzwerken als computerunterstützte soziale Netzwerke betrachtet, die nach Ansicht der AutorInnen die vielen Formen des sozialen Austauschs erleichtern und es somit den TeilnehmerInnen ermöglichen, zusammen zu arbeiten und Gemeinschaften zu bilden. Die Untersuchungsperspektive richtet sich hier auf die Reichweite von Online-Bindungen und -Beziehungen.

Barbara Becker konzentriert sich in einem ethnomethodologischen Zugang auf all-tagsweltliche virtuelle Communities: MUDs (Multi User Dungeon: virtuelles Computerspiel, das auf einem Zentralserver läuft) und MOOs (Master of Orion: Serie virtueller rundenbasierter Computer-Strategiespiele). Sie interessiert im Besonderen, welche gesellschaftspolitischen Auswirkungen elektronische Kommunikationsmedien nach sich ziehen. Ihre empirischen Ergebnisse lassen sie zu dem Schluss kommen, dass die Variationsbreite von Kommunikations- und Darstellungsoptionen den Dialog erleichtern können, betrachtet dies aber nicht als vorrangiges Kriterium für die Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls in derartigen virtuellen Konfigurationen. Auch bleibt für *Becker* offen, ob bei den beobachteten Prozessen tatsächlich von „Gruppen“ oder „Gemeinschaften“ gesprochen werden kann. Einen ähnlichen Forschungszugang wählten *Goetzenbrucker und Löger*. Sie erweiterten ihren ethnomethodologischen Zugang allerdings um die Erhebung von ExpertenInneninterviews der teilnehmenden SpielerInnen verschiedener MUDs. Auf dieser Basis ermittelten sie differente Spielertypen und halten fest, dass MUDing Ausdruck einer auch realweltlich ausgeprägten Kommunikations- und Kontaktbereitschaft ist und weniger für Kompensation von Defizitlagen steht. *Bettina Heintz* versucht sich dieser Thematik auf einer eher theoretischen Ebene zu nähern. Sie expliziert sowohl einen Überblick über die aktuelle Diskussionslandschaft im Rahmen der (systemtheoretischen) Differenzierungstheorie und der Individualisierungsthese als auch in einem empirischen Ansatz mit Hilfe der Netzwerkanalyse (siehe *Wellmann*). Diese theoretische und empirische Rahmung lässt sie schlussfolgern, dass Online-Beziehungen realweltliche Beziehungen ergänzen und somit nicht, wie einige Annahmen vermuten lassen, zu Isolation und einem unwiederbringlichen Gemeinschaftsverlust führen: „Das Internet führt weder zu einer Rückkehr von Gemeinschaft, noch zu deren endgültiger Zerstörung, sondern ermöglicht eine neue Form von Beziehungen“ (S. 213). Eine vergleichende Analyse zweier Untersuchungen einer themenfokussierten Diskussionsgruppe im Usenet Anfang und Ende der 1990er Jahre stellt *Nancy K. Baym* in ihrem Artikel dar. Sie stellt sich die Frage, ob diese Community aufgrund ihres Wachstums neuen sozialen Spannungen ausgesetzt ist. Ihre Forschung folgt einem praxisorientierten Ansatz, angelehnt an Bourdieu, und bietet ihrer Ansicht nach somit die Möglichkeit verschiedener methodischer Zugänge (ethnographisch, diskurs- und/ oder inhaltsanalytisch, Online-Befragungen, etc.). Daran anschließen lässt sich der Beitrag von *Elizabeth Reid-Steere* vorstellen, deren thematischer Schwerpunkt bei der problematischen Beziehung zwischen der virtuell-konstruierten Identi-

tät und der Entstehung von Online-Gemeinschaften liegt. Die Autorin geht davon aus, dass das Zusammenbrechen von Online-Gemeinschaften eng mit der Singularität als auch der Inflexibilität von Online-Persönlichkeiten zusammenhängt. Sie folgert, dass man im Cyberspace einem Selbst konfrontiert ist, welches fragmentierte und multiple Persönlichkeiten verkörpert und dementsprechend eine größere Möglichkeit zum Selbstausdruck bietet. Gleichzeitig kann dies ein Ort sein, an dem sich auch der Zerfall von sozialen Bindungen ereignet. Darauf aufbauend lässt sich die Frage stellen, und dies tun *Döring und Schestag* in ihrem Artikel, welche expliziten Verhaltensregeln sich die Beteiligten auferlegen und wie sie mit sozialen und technischen Sanktionsmöglichkeiten wechselseitige Verhaltenskontrollen beim Chatten ausüben. Chatten ist synchrone Kommunikation im Internet, eingebettet in virtuelle Communities. Ihre Überlegungen basieren auf einer Analyse von 12 deutschsprachigen Chat-Channels im Internet Relay Chat (IRC) und lässt sie resümieren, dass diejenigen, die an einer Chat-Kommunikation interessiert sind und virtuellen Gruppen angehören, sich in komplexen Normensystemen und hierarchischen Gruppenstrukturen bewegen. Die UserInnen sind nicht über Sanktionen erhaben sondern haben demzufolge auch unter Machtmissbrauch zu leiden. Der Beitrag von *Robert B. Hamman* setzt sich übergreifend mit der Mehrdeutigkeit einer Begriffsbestimmung von Gemeinschaft auseinander. Er sieht dies darin begründet, dass sich gerade das gesellschaftliche Konstrukt, welches dieser Begriff abbilden soll, kontinuierlich verändert und entwickelt. Er knüpft bei seinen Überlegungen an *Wellmann* an, der eine Verlagerung der Gemeinschaften von geographischen Bindungen hin zu privat organisierten Netzwerken sieht. *Hammans* Darlegungen basieren auf den Ergebnissen einer Studie von Nutzern des Online-Dienstes AOL, die sich u.a. mit der Fragestellung, ob soziale Isolation oder Einsamkeit die Nutzer motiviert hat, sich einem Computernetz anzuschließen, auseinandersetzt. Er fasst zusammen, dass sich die Motivation, einer Online-Community beizutreten, auf die Leichtigkeit der Informationsbeschaffung und Aufrechterhaltung der Verbindung zu Offline-Freunden und Kollegen zurückführen lassen kann.

Udo Thiedeke versammelt in seinem Buch somit nicht nur Studien, die sich mit einzelnen Facetten der Internetnutzung beschäftigen, sondern versucht der Frage nach der Faszination für diese Art der Vergemeinschaftung nachzugehen. Gleichzeitig werden sowohl bekannte Kritikpunkte an diese Form der Kommunikation und sozialen Interaktion expliziert als auch in empirischen Erhebungen aufgezeigt, was eine virtuelle Gruppe bedingen kann. Die AutorInnen zeigen sowohl technische wie soziale Problemdimensionen auf und versuchen sich auf diese Weise der Frage zu nähern, was der Begriff der virtuellen Gemeinschaft beinhalten kann, obwohl eine tatsächliche Definition offen bleibt. Deutlich geworden ist: Virtuelle wie reale Gemeinschaften, ob nun in Arbeitszusammenhängen oder auf privater Ebene inszeniert und gestaltet, sind fragil und Restriktionen unterworfen. Sie müssen gepflegt werden, um Bestand zu haben.

Ausschreibung für den 2. Jahrgang des Promotionsbegleitenden Aufbaustudiengangs

„Qualitative Bildungs- und Sozialforschung" in Magdeburg (Beginn WS 06/07, Bewerbungsschluss 15. Juli 2006)

Sie promovieren oder bereiten eine Promotion bzw. eine Forschungsprojekt mit qualitativen Methoden in Bildungs- oder Sozialwissenschaften vor und möchten sich mit Gleichgesinnten unter qualifizierter Anleitung austauschen und weiterqualifizieren?

Der zweijährige Graduiertenstudiengang „Qualitative Bildungs- und Sozialforschung" – ein Aufbaustudiengang, der an der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Universität Magdeburg angesiedelt ist – bietet eine Ausbildung in Methoden der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung für den wissenschaftlichen Nachwuchs, aber auch für weitere spezifische Berufsfelder an. (z.B. in Beratungs- und Bildungseinrichtungen, im Gesundheitswesen, in der Organisationsentwicklung, Supervision oder beim Coaching etc.).

Durch die Verschränkung von Theorie-, Methoden- und Forschungspraxisanteilen werden die Graduierten darin unterstützt, ihre Forschungs- bzw. Disserationsprojekte selbständig mit Methoden der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung zu bearbeiten und durchzuführen, methodisch und methodologisch zu reflektieren und in Theoriezusammenhänge einzubetten.

Für die Bewerbung in den Aufbaustudiengang ist ein abgeschlossenes geistes-, erziehungs- oder sozialwissenschaftliches Studium an einer wissenschaftlichen Hochschule, mit dem eine Promotionsberechtigung erworben wurde, Voraussetzung. Bei InteressentInnen mit einem Fachhochschulabschluss oder einem fachfremden Abschluss können Einzelfallentscheidungen getroffen werden. Gegebenenfalls müssen zusätzliche Studienleistungen erbracht werden.

Die Studiengebühren betragen 200 Euro pro Semester (In begründeten Fällen können die Studiengebühren auf Antrag bei der Auswahlkommission ganz oder teilweise erlassen werden).

Der zweite Jahrgang des Graduiertenstudiengangs beginnt zum Wintersemester 2006. Eine schriftliche Bewerbung mit einem ca. 10seitigen Exposé über das beabsichtigte Forschungs- bzw. Dissertationsprojekt ist für die Aufnahme in den Graduiertenstudiengang erforderlich und spätestens bis zum

15. Juli 2006

einzureichen. Die Bewerbungsunterlagen und weitere Informationen finden sich auf der Website des ZBBS (www.zbbs.de).

Bei weiteren Fragen wenden Sie sich bitte an:
Dr. Sandra Tiefel, Otto-von-Guericke Universität Magdeburg, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, Tel.: 0391/ 67 16454, Email: satiefel@gmx.de